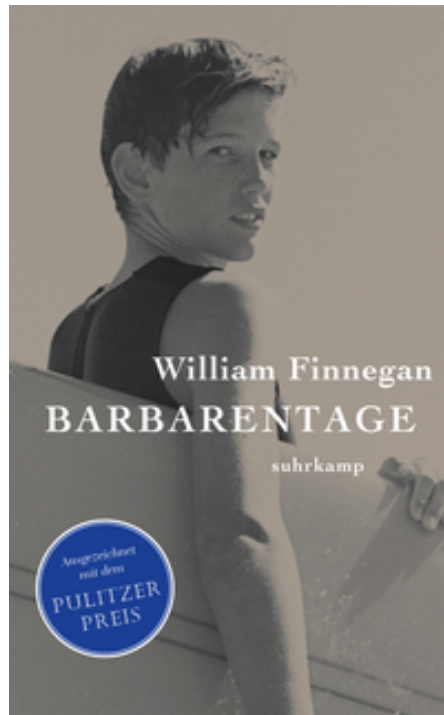


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Finnegan, William
Barbarentage

Aus dem Englischen von Tanja Handels. Mit fachlicher Beratung von Jens Steffenhagen. Mit
Fotografien

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4960
978-3-518-46960-6

suhrkamp taschenbuch 4960

»Mir kam nicht mal der flüchtige Gedanke, dass ich eine Wahl hätte, was das Surfen anging. Der Zauber, der mich befallen hatte, würde mich führen, wohin er wollte.«

»Fesselnde Abenteuergeschichte, intellektuelle Autobiografie, rastlose Meditation über Liebe, Freundschaft und Familie ... *Barbarentage* ist ein Buch von ergreifender Schönheit und wird Surfer und Nichtsurfer gleichermaßen begeistern.«
The Washington Post

»Es geht um Entgiftung, Sehnsucht nach Schönheit, den Sog hinauf aufs Meer, es geht um den traumhaften, herrlichen, nutzlosen Teil des Lebens, das Sich-Ausliefern an eine Macht, die so viel größer und stärker ist als man selbst.«
Volker Weidemann, LITERATURSPIEGEL

»Selbst wenn man sich nie auf ein solches Brett wagen würde: Mit Finnegan kann man sich dem Rausch des Surfens hingeben, als wäre es der eigene.«
ZEIT ONLINE

William Finnegan, geboren 1952, arbeitet seit 1987 als Journalist für den *New Yorker*. Er schrieb vielbeachtete Reportagen über den Bürgerkrieg im Sudan, das Apartheidsregime in Südafrika und Neonazis in Kalifornien und arbeitete als Kriegsreporter. Finnegan surft seit seinem elften Lebensjahr, mit *Barbarentage* gewann er 2016 den Pulitzer-Preis in der Kategorie »Autobiografie«.

William Finnegan
BARBARENTAGE

Aus dem Englischen von
Tanja Handels

Mit fachlicher Beratung von
Jens Steffenhagen

Suhrkamp

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
Barbarian Days. A Surfing Life
bei Penguin Books, New York.

Die Arbeit der Übersetzerin wurde mit
einem Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Erste Auflage 2019

suhrkamp taschenbuch 4960

© Suhrkamp Verlag Berlin 2018

Copyright © 2015 by William Finnegan

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagfoto: privat

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46960-6

Er war so sehr damit beschäftigt gewesen, Sätze zu bilden, dass er die Barbarentage beinahe vergessen hatte, in denen das Denken wie ein Farbspritzer gewesen war, der auf einem Blatt Papier landete.

Edward St. Aubyn, *Muttermilch*

Für Mollie

Inhalt

- 1 **AM DIAMOND HEAD** *Honolulu, 1966-1967* 11
 - 2 **RIECH MAL, DAS MEER** *Kalifornien, ca. 1956-1965* 82
 - 3 **DER SCHOCK DES NEUEN** *Kalifornien, 1968* 114
 - 4 **'SCUSE ME WHILE I KISS THE SKY** *Maui, 1971* 137
 - 5 **DIE SUCHE** *Südpazifik, 1978* 189
 - 6 **DAS GLÜCKLICHE LAND** *Australien, 1978-1979* 266
 - 7 **ENTSCHEIDUNG FÜR »ETHIOPIA«**
Asien und Afrika, 1979-1981 301
 - 8 **GEGEN DEN VERFALL** *San Francisco, 1983-1986* 352
 - 9 **BASSO PROFONDO** *Madeira, 1994-2003* 443
 - 10 **WENN BERGE STÜRZEN IN DIE TIEFE DES MEERES**
New York City, 2002-2015 513
- Glossar typischer Surf-Begriffe 563

BARBARENTAGE

1

AM DIAMOND HEAD

Honolulu, 1966-1967



Eigentlich hatte ich mich nie für ein behütetes Kind gehalten. Aber die Kaimuki Intermediate School war ein Schock für mich. Wir waren gerade erst nach Honolulu gezogen, ich ging in die achte Klasse, und meine neuen Schulkameraden waren größtenteils »Junkies, Klebstoffschnüffler und Gangster« – so schrieb ich das zumindest einem Freund in Los Angeles. Es stimmte natürlich nicht. Es stimmte aber durchaus, dass die *haole* (die Weißen, zu denen ich gehörte) an der Kaimuki eine kleine, unbeliebte Minderheit bildeten. Vor allem die »Eingeborenen«, wie ich sie nannte, konnten uns anscheinend überhaupt nicht leiden. Das war fatal, denn viele Hawaiianer waren erschreckend groß und schwer für ihr Alter, und es hieß, dass sie keine Prügelei ausließen. Die größte ethnische Gruppe an der Schule stellten die »Asiaten« – auch dieser Ausdruck stammte von mir. In den ersten paar Wochen konnte

ich nicht zwischen Japanern, Chinesen und Koreanern unterscheiden – für mich waren das alles Asiaten. Die anderen wichtigen Volksgruppen, die Filipinos, die Samoaner oder die Portugiesen (die nicht als *haole* galten), fielen mir gar nicht erst auf, ganz zu schweigen von den vielen Schülern ethnisch gemischter Herkunft. Wahrscheinlich hielt ich sogar den Riesenkerl für einen Hawaianaer, mit dem ich Werken hatte und der vom ersten Moment an ein sadistisches Interesse an mir entwickelte.

Er hatte immer glänzende schwarze Schuhe mit langen, scharfen Spitzen an, enge Hosen und kunterbunte Blumenhemden. Das krause Haar trug er in einer Schmalztolle, und er sah aus, als würde er sich schon von Geburt an rasieren. Er sprach so gut wie nie, und wenn doch, dann irgendein Pidgin, das ich nicht verstand. Ein jugendlicher Ganove, der offenbar mehrfach sitzengeblieben war und sich nur noch die Zeit vertrieb, bis er endlich von der Schule abgehen konnte. Er hieß Freitas – einen Vornamen bekam ich nie zu hören –, schien aber mit dem Freitas-Clan, einer Großfamilie, die die Kaimuki Intermediate mit zahlreichen ungestümen Söhnen versorgte, nichts weiter zu tun zu haben. Dieser spitz beschuhete Freitas musterte mich ein paar Tage lang unverhohlen, was mich zunehmend verunsicherte, dann fing er an, mit kleineren Attacken meine Selbstbeherrschung ins Wanken zu bringen, stieß mich beispielsweise leicht am Ellbogen, während ich gerade konzentriert ein Brett für meine halbfertige Schuhputzkiste zusägte.

Ich war zu verängstigt, um etwas zu sagen, und er sagte nie ein Wort zu mir. Das gehörte wohl zum Spaß dazu. Schließlich verfiel er auf einen primitiven, aber durchaus genialen Zeitvertreib für die Phasen, die wir im Klassenzimmer der Werkstatt auf unseren Plätzen verbrachten. Er setzte sich dann hinter mich, und jedes Mal, wenn der Lehrer uns den Rücken zudrehte, schlug er mir mit einem Kantholz auf den Kopf. *Donk ... donk ... donk* – ein hübscher, regelmäßiger Rhythmus, mit Pausen zwischen den Schlägen, die immer genau so lang bemessen waren, dass ich kurz Hoffnung schöpfte, es würde kein weiterer folgen. Ich konnte nicht begrei-

fen, warum der Lehrer dieses ständige, unerlaubte, durchdringende Klopfen nicht hörte. Es war schließlich laut genug, um die Aufmerksamkeit unserer Klassenkameraden zu erregen, die dieses kleine Freitas-Ritual offenbar faszinierend fanden. In meinem Kopf dröhnte jeder Schlag als markerschütternder Knall. Freitas verwendete ein ziemlich langes Kantholz, mindestens anderthalb Meter, und er schlug nie zu fest damit, so dass er nach Herzenslust auf mir herumtrommeln konnte, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen, und das aus einer gewissermaßen vergeistigten, fast schon meditativen Distanz, von der ich vermute, dass sie die ganze Darbietung noch sehr viel fesselnder machte.

Ob ich wohl auch so passiv geblieben wäre wie meine Klassenkameraden, wenn ein anderer Junge die Zielscheibe gewesen wäre? Wahrscheinlich. Der Lehrer war ganz in seiner eigenen Welt und interessierte sich nur für seine Tischkreissägen. Ich unternahm nichts zu meiner Verteidigung. Obwohl ich irgendwann begriffen hatte, dass Freitas kein Hawaiianer war, glaubte ich wohl, ich müsse diese Misshandlungen über mich ergehen lassen. Schließlich war ich nur ein magerer *haole* und hatte keine Freunde.

Später kam ich zu dem Schluss, dass meine Eltern mich aufgrund einer Fehleinschätzung auf die Kaimuki Intermediate geschickt haben mussten. Wir schrieben das Jahr 1966, und das staatliche Schulsystem von Kalifornien zählte zu den besten im ganzen Land, vor allem in Mittelschichtsvororten wie dem, in dem wir gewohnt hatten. Die Eltern, die wir kannten, wären gar nicht auf die Idee gekommen, ihre Kinder auf eine Privatschule zu schicken. Mit den staatlichen Schulen auf Hawaii sah es anders aus: Sie waren verarmt, steckten tief im Sumpf der Traditionen aus Kolonialherrschafts-, Plantagenbesitzer- und Missionarszeiten und lagen vom Niveau her meilenweit unter dem amerikanischen Durchschnitt.

An der Grundschule, auf die meine jüngeren Geschwister gingen, merkte man davon allerdings nichts. (Kevin war neun, Colleen sieben, der dreijährige Michael blieb in diesen Vor-Vorschul-

tagen noch vom Bildungssystem verschont.) Wir hatten ein Haus am Rand des vermögenden Viertels Kahala angemietet, und die Kahala Elementary School war eine gut subventionierte Oase fortschrittlicher Pädagogik. Wenn man davon absah, dass die Kinder barfuß in die Schule kommen durften – ein erstaunliches Beispiel tropischer Toleranz, wie wir fanden –, hätte die Kahala Elementary jederzeit auch in einem vornehmen Bezirk von Santa Monica liegen können. Bezeichnenderweise gab es in Kahala aber keine Junior Highschool. Alle Eltern aus der Gegend, die es sich nur irgendwie leisten konnten, schickten ihre Kinder auf die weiterführenden Privatschulen, die bereits für die Bildung ganzer Generationen der mittelständischen und reichen Einwohner von Honolulu (sowie großer Teile des restlichen Hawaii) gesorgt hatten.

Von alledem wussten meine Eltern nichts, und so schickten sie mich auf die nächstgelegene Junior Highschool im Arbeiterviertel Kaimuki, gleich hinter dem Krater des Diamond Head, wo sie mich ganz mit meinen Achtklässlerpflichten beschäftigt wähten, während ich mich praktisch ununterbrochen von Schultyrannen, Einsamkeit und Prügeleien drangsaliert sah und große Mühe hatte, mich nach einem abgeschotteten, kalifornischen Vorortleben unreflektierten Weißseins plötzlich in einer von Rassenproblemen geprägten Welt zurechtzufinden. Selbst die einzelnen Schulfächer schienen mir nach Rassen geordnet. Immerhin wurden die Schüler für die theoretischen Fächer aufgrund ihrer Testergebnisse in Gruppen eingeteilt, die gemeinsam von Lehrer zu Lehrer wechselten. Ich kam in eine der besten Gruppen, in der außer mir fast nur japanische Mädchen waren. Es gab dort keine Hawaiianer, keine Samoaner, keine Filipinos, und der eigentliche Unterricht, anspruchslos und sehr korrekt, langweilte mich auf eine Weise, wie ich es in der Schule bis dahin noch nicht erlebt hatte. Es half auch nicht, dass ich für meine Klassenkameradinnen außerhalb des Unterrichts praktisch nicht existierte. Und so verbrachte ich meine Schulstunden hingefläzt in der letzten Bank, behielt die Bäume draußen im Blick, um Windrichtung und Windstärke zu

bestimmen, und malte Seite um Seite mit Surfbrettern und Wellen voll.

Ich surfte schon seit drei Jahren, als mein Vater die Stelle bekam, die uns nach Hawaii führte. Bisher hatte er bei verschiedenen Fernsehserien mitgearbeitet, meistens als Regieassistent: *Dr. Kildare*, *Solo für O.N.C.E.L.* Jetzt war er der ausführende Produzent einer neuen Reihe halbstündiger Unterhaltungsshow mit Musik, die auf der örtlichen Radiosendung *Hawaii Calls* basierten. Das Konzept sah vor, den Sänger Don Ho auf einem Boot mit Glasboden zu filmen, eine Calypso-Band vor einem Wasserfall oder tanzende Hula-Mädchen vor einem spuckenden Vulkan und das Ganze dann »Show« zu nennen. »Es wird nicht gerade hawaiianisches Lientheater«, meinte mein Vater. »Aber nah dran.«

»Wenn es richtig schlecht ist, tun wir einfach so, als ob wir dich nicht kennen«, sagte meine Mutter. »Bill Finnegan? Nie gehört.«

Das Budget für den Umzug nach Honolulu mit der ganzen Familie war knapp bemessen, man merkte es an dem winzigen Haus, das wir gemietet hatten (Kevin und ich schliefen abwechselnd auf dem Sofa), und dem klapprigen alten Ford, den wir uns anschafften, um mobil zu sein. Aber das Häuschen lag nah am Strand – man musste nur einen Zufahrtsweg entlang, der neben der Kulamanu, unserer Straße, verlief und an dem noch andere Häuschen standen –, und das Wetter, das selbst jetzt, bei unserer Ankunft im Januar, noch warm war, kam uns wie geradezu schamloser Luxus vor.

Ich war ganz außer mir vor Aufregung, in Hawaii zu sein. Alle Surfer und Leser von Surfmagazinen – und von den Magazinen, die ich besaß, konnte ich praktisch jede Zeile auswendig, jede Bildunterschrift – verbrachten den Großteil ihrer Tagträume zwangsläufig in Hawaii. Und ich war jetzt hier, lief über echten hawaiianischen Sand (grobkörnig und mit einem seltsamen Geruch), schmeckte hawaiianisches Meerwasser (warm und mit einem seltsamen Geruch) und paddelte hawaiianische Wellen an (klein, finster und windgepeitscht).

Nichts war so, wie ich es erwartet hatte. In den Magazinen waren die hawaiianischen Wellen immer gewaltig, und ihre Palette auf den Farbfotos reichte von einem tiefen Ozeanblau bis hin zu hellem, unvorstellbarem Türkis. Der Wind blies immer *offshore*, ablandig (vom Land Richtung Meer, ideale Surfbedingungen), und die Surfspots selbst waren die elysischen Tummelplätze der Götter: Sunset Beach, die Banzai-Pipeline, Makaha, Ala Moana, Waimea Bay.

Zwischen alldem und dem Meer vor unserem Haus lagen offenbar Welten. Selbst der Waikiki Beach, bekannt für seine Anfänger-Spots und seine Touristenströme, befand sich, mitsamt allen anderen Teilen Honolulu, die man kannte, auf der anderen Seite des Diamond Head – der glamourösen, legendären Westside. Wir waren am südöstlichen Hang des Berges, mitten in einer kleinen Senke mit einem abfallenden, schattigen Strand westlich von Black Point. Eigentlich war dieser Strand nur ein kleiner Fleck feuchter Sand, schmal und menschenleer.

Am Nachmittag unserer Ankunft, auf meiner ersten, eifrigen Erkundung des Küstenverlaufs, fand ich die Bedingungen verwirrend. Hier und da brachen Wellen an der Außenkante eines moosbewachsenen, freiliegenden Riffs. Die vielen Korallen machten mir Sorgen. Sie waren als gefährlich scharf verschrien. Dann entdeckte ich, nach Westen zu und ziemlich weit draußen auf dem Meer, ein vertrautes Menuett, winzige Gestalten, die sich auf und ab bewegten, die Nachmittagssonne im Rücken. Surfer! Ich rannte den Weg zurück. Im Haus waren alle damit beschäftigt, auszu packen und sich um die Betten zu zanken. Ich zog meine Boardshorts an, schnappte mir mein Brett und ging ohne ein weiteres Wort.

Durch eine seichte Lagune paddelte ich, dicht an der Küste entlang, einen guten Kilometer weit nach Westen. Die Strandhäuser verschwanden, und jenseits des Sandstreifens nahm der steile, überwucherte Hang des Diamond Head höchstpersönlich ihre Stelle ein. Dann wurde auch das Riff links von mir kleiner und gab

den Blick auf einen breiten Channel frei – einen Strömungsgraben, in dem das Wasser tiefer ist und keine Wellen brechen – und dahinter auf zehn oder zwölf Surfer, die bei mäßigem Onshore (aufländiger Wind, vom Meer Richtung Land wehend) ein paar dunkle, brusthohe Peaks ritten. Langsam und in weitem Bogen paddelte ich auf das Line-Up zu – den Bereich, wo man auf die Wellen wartet – und sah mir jeden einzelnen Ritt an. Die Surfer waren gut. Alle hatten einen eleganten, schnörkellosen Stil. Keiner stürzte. Und dankenswerterweise nahm auch keiner Notiz von mir.

Ich paddelte umher und näherte mich dann einer weniger belebten Stelle im Line-Up. Wellen gab es genug. Die Takeoffs waren etwas mühselig, aber nicht weiter schwierig. Ich überließ mich ganz dem Gedächtnis meiner Muskeln, erwischte ein paar kleine, kraftlose Rechte und ritt sie ab. Sie waren irgendwie anders als die Wellen, die ich aus Kalifornien kannte. Unregelmäßig, aber nicht beängstigend. Ich sah Korallen auf dem Grund, doch bis auf zwei Bänke, die weit auf der Inside (nahe der Küste) aus dem Wasser ragten, lag keine davon allzu dicht an der Oberfläche.

Die anderen Surfer redeten und lachten viel miteinander. Ich lauschte, verstand aber kein Wort. Wahrscheinlich sprachen sie Pidgin. Ich hatte in James Micheners Buch *Hawaii* über die Pidgin-sprachen gelesen, aber da mein Einstand an der Kaimuki Intermediate erst am nächsten Tag stattfinden sollte, hatte ich noch nie eine gehört. Vielleicht war es auch einfach irgendeine andere Fremdsprache. Ich war der einzige *haole* (noch ein Wort, das ich von Michener kannte) im Wasser. Einmal paddelte ein älterer Junge an mir vorbei, zeigte aufs Meer hinaus und sagte: »Outside.« Mehr als dieses Wort sagte an dem Tag keiner zu mir. Aber er hatte recht: Draußen, an der Outside, näherte sich ein Set Wellen, die größten des ganzen Nachmittags, und ich war dankbar für den Hinweis.

Als die Sonne langsam unterging, dünnte sich das Grüppchen aus. Ich versuchte zu beobachten, wohin die Leute verschwanden. Die meisten nahmen offenbar einen steilen Pfad den Hang hinauf

zur Diamond Head Road, ihre hellen Surfbretter, die sie auf dem Kopf trugen, bewegten sich, Finne voran, die Serpentinafen hinauf. Ich nahm noch eine letzte Welle, ritt sie bis ins seichte Wasser ab und machte mich dann an die lange Paddelstrecke durch die Lagune zurück nach Hause. In den Häusern brannte jetzt Licht. Es war kühler geworden, die Schatten unter den Kokospalmen an der Küste waren bläulich schwarz. Ich war ganz durchglüht von meinem Glück. Wenn ich bloß jemanden gehabt hätte, dem ich erzählen könnte: *Ich bin in Hawaii, ich surfe in Hawaii*. Dann fiel mir auf, dass ich nicht einmal wusste, wie der Spot hieß.

Cliffs hieß er. Ein Flickenteppich aus Riffen, die sich von dem Channel, durch den ich das erste Mal rausgepaddelt war, einen knappen Kilometer weit bogenförmig nach Südwesten erstreckten. Wenn man sich als Surfer einen neuen Spot aneignet, wendet man als Erstes das Wissen an, das man in anderen Revieren erworben hat – all die Wellen, die man bereits genauestens zu lesen gelernt hat. Damals bestand mein Gesamtarchiv allerdings erst aus zehn bis fünfzehn Spots in Kalifornien, darunter nur einer, den ich richtig gut kannte: ein Cobblestone-Point (große, schwarze Steine, typisch für Südkalifornien) in Ventura. Und keiner davon hatte mich sonderlich gut auf Cliffs vorbereitet, wo ich nun, nach dieser ersten Session, möglichst zweimal täglich surfen ging.

In einer Hinsicht war es ein auffallend verlässlicher Spot, es gab dort nämlich praktisch immer surfbare Wellen, obwohl, wie ich erfuhr, die Wintermonate an der Südküste von Oahu als wellenarme Saison gelten. Die Riffe vor dem Diamond Head liegen im äußersten Süden der Insel und nehmen jede noch so kleine Dünung mit, die sich bildet. Sie bekommen aber auch reichlich Wind ab, einschließlich der ortstypischen Williwaws, die vom Krater heruntorkommen, und gemeinsam mit dem sich weithin erstreckenden, puzzlehaft durchbrochenen Riff und der aus allen Himmelsrichtungen anbrandenden Dünung sorgte dieser Wind dafür, dass die Bedingungen ständig wechselten und sich auf eine

paradoxe Weise, die ich damals noch nicht recht zu schätzen wusste, stündlich zum gewaltsamen Gegenbeweis jeglicher Verlässlichkeit steigerten. Cliffs war auf eine Weise launisch und komplex, wie ich es noch nie erlebt hatte.



Der Weg zum Wasser vom Haus an der Kulamanu, 1966

Besonders vertrackt war der frühe Morgen. Wenn ich vor der Schule noch eine Surfsession einschieben wollte, musste ich dort sein, sobald es hell wurde. Nach meiner begrenzten Erfahrung hatte das Meer in der Morgendämmerung spiegelglatt zu sein – glassy. Zumindest an der kalifornischen Küste ist es frühmorgens meistens windstill. In den Tropen aber anscheinend nicht. Und erst recht nicht in Cliffs. Bei Sonnenaufgang war der Passat dort oft besonders stark. Über mir flatterten die Palmwedel, während ich, mein frisch gewachstes Surfbrett auf dem Kopf, den Weg entlangtappte, und schon vom Strand aus sah ich draußen, jenseits des Riffs, die Schaumkronen, die sich von Ost nach West über das königsblaue Meer wälzten. Die Passatwinde galten gemeinhin als

Nordostwinde, prinzipiell keine schlechte Windrichtung für eine südlich gelegene Küste, aber aus irgendeinem Grund wehten sie in Cliffs immer *sideshore* und waren stark genug, um so ziemlich jeden Spot zu ruinieren.

Und trotzdem besaß der Spot eine Art knurrige Beständigkeit, die ihn für meine Zwecke immer noch surfbar machte, selbst unter so verschärften Bedingungen. Am frühen Morgen surfte dort außer mir praktisch niemand, es war also ein guter Zeitpunkt, um die Takeoff-Zone zu erkunden. Nach und nach eignete ich mir die schwierigen, schnellen, flachen Sections an und die weicheren Wellenabschnitte, an denen ein schneller Cutback erforderlich war, um sie weiter abzufahren. Selbst an völlig verblasenen Tagen mit nur hüfthohem Swell ließ sich manchen Wellen noch ein langer, improvisierter und durch und durch zufriedenstellender Ritt abringen. Das Riff besaß tausend kleine Eigenarten, die mit den Gezeiten rasch wechselten. Und wenn sich der ufernahe Strömungsgraben zu einem milchigen Türkis verfärbte – einem Farbton, der schon fast an die hawaiianischen Tagtraumwellen aus den Magazinen erinnerte –, dann hieß das, wie ich bald wusste, dass die aufgehende Sonne den Punkt erreicht hatte, an dem ich zum Frühstück nach Hause musste. Wenn das Wasser bei Ebbe einmal besonders niedrig stand und die Lagune zu seicht zum Paddeln wurde, lernte ich, mehr Zeit einzuplanen, um durch den weichen, grobkörnigen Sand nach Hause zu stapfen, die Spitze meines Bretts standhaft im Gegenwind.

Nachmittags sah die Sache völlig anders aus. Der Wind war meistens schwächer, die See längst nicht mehr so seekrank, und andere Surfer waren unterwegs. Cliffs hatte seine Stammgäste. Nach ein paar Sessions erkannte ich schon einige von ihnen. An den mir bekannten Spots auf dem Festland war der Wellenvorrat meist begrenzt, es gab einiges Gerangel um die beste Startposition und eine streng einzuhaltende Hackordnung. Als Anfänger, zumal, wenn man keine Verbündeten, beispielsweise in Gestalt eines großen Bruders, vorzuweisen hatte, musste man höllisch aufpas-